Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 69. **Montag** den 8. Februar 1897. **91. Jahrgang.**

Städtebilder aus Sachsen.

Chemnitz.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 66.)

An Stelle der Tuchmacher, die, wie wir gesehen haben, in den städtischen und industriellen Verhältnissen von Chemnitz sich eine leitende Stellung errungen hatten, traten nun wieder die Leinweber; vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts ab hatten diese dieselbe Bedeutung wie vorher die Tuchmacher. Als im sechzehnten Jahrhunderte die Leinenweberei mehr und mehr niederging, befaßten sich die Chemnitzer Weber mit der Barchentweberei, später noch mit der Fabrikation ganz- und halbwollener Zeuge. Die stetige Nachfrage nach diesen Artikeln brachte es mit sich, daß nach und nach in Chemnitz sich 100 ständige Meister niederließen, die sich eines so guten Rufes erfreuten, daß man 1696, als Johann Friedrich Gentzsch in Braunschweig eine Barchentmanufactur einrichtete, er sich Meister aus Chemnitz zur Einrichtung kommen ließ. Die Tuchmacher bereiteten den Leinwebern immer noch Schwierigkeiten, indem sie Einspruch gegen den Verkauf ihrer Erzeugnisse erhoben, doch ward 1723 der Streit zu Gunsten der Leinweber entschieden, so daß sie sich nun voll und ganz der Baumwollbranche zuwenden konnten.

Die erste Kattundruckerei ward 1770 von dem Hamburger Wilhelm Georg Schlüssel in Chemnitz errichtet. Dieses Unternehmen nahm jedoch nicht den gewünschten Fortgang, besser ging es in dem Unternehmen des Benjamin Gottlieb Pflugbeil, der 1771 eine zweite Kattundruckerei errichtete, die sich so schnell entwickelte, daß sie von Jahr zu Jahr erweitert werden mußte und die auch dann noch den Vorrang behauptete, als in den folgenden Jahren noch viele andere Kattundruckereien in Chemnitz gegründet wurden. Mit Errichtung der Kattundruckereien trat Chemnitz in den Betrieb der Großindustrie ein, um dem Aufblühen dieses neuen Zweiges der Industrie nicht hindernd in den Weg zu treten, verzichtete der Rath stillschweigend auf das 1478 um 1000 rheinische Gulden erworbene Privileg des Bleichzwanges.

Das für die Kattundruckereien nöthige Rohmaterial wurde anfänglich aus Wien bezogen, wo sich unter dem kaiserlichen Schutze griechische Baumwollhandlungen niedergelassen hatten. Zu Ende des Siebenjährigen Krieges errichteten etliche griechische Kaufleute in Chemnitz selbst Niederlagen, 1764 gab es in Chemnitz deren schon vier, 1775 gab es deren schon acht. Die Regierung belegte die eingeführte Baumwolle mit hoher Handelsaccise, die Macedonier drohten, ihre Niederlagen in nahen Schönburgischen Orten zu errichten, was jedoch unterblieb. Durch Creditgewährung verpflichteten sich aber die schlauen Macedonier die Chemnitzer Häuser, so daß auswärtige Lieferanten in Baumwolle mit den Chemnitzern gar kein Geschäft mehr machen konnten. Diesen Umstand benutzten sie zu unbegründeten Preissteigerungen. Als sie 1769 erfuhren, daß die sächsischen Manufactoristen auf der Leipziger Michaelismesse von Hamburg aus ganz bedeutende Aufträge auf weiße Kattune erhalten hatten, steigerten sie den Preis von 24 auf 36 Thaler pro Centner, so daß die Hamburger Aufträge nur mit Verlusten ausgeführt werden konnten. Die Chemnitzer Kaufmannschaft wandte sich wiederholt an die Regierung und bat um deren Vermittelung, doch war auf diese Weise kein Erfolg zu erzielen, im Gegentheil, die Griechen steigerten bei passender und unpassender Gelegenheit weiter, so daß zuletzt die Chemnitzer zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie nur bei directem Einkaufe ferner noch concurriren könnten.

Um auf technisch-maschinellem Gebiete die englisch-französische Concurrenz zu beseitigen, war man in Chemnitz schon seit Langem bedacht, eine geeignete Spinnmaschine zu erfinden; verschiedene Versuche schlugen fehl, da gelang es im Jahre 1784 dem Zimmermann Matthias Frey, eine Maschine zu construiren, die so viel spann, als zwei Personen liefern konnten. Das war ein Fortschritt, Frey erhielt für diese Maschine eine Prämie von 400 Thalern und später eine Jahrespension von 200 Thalern. Diese Maschine bedurfte noch sehr der Verbesserung, zumal es ihr noch nicht möglich war, so feine Garne zu spinnen, wie man sie hauptsächlich zur Herstellung von Mousselinen brauchte. Ums Jahr 1790 weilte in Dresden Chevalier Landriani, der ausgezeichnete technische Kenntnisse besaß und der sich bereit erklärt hatte, die Textilindustrie des Landes zu fördern. Er kam nach Chemnitz und sah sich alle Hilfsmaschinen an; nach seinen Angaben wurde nun die von Pfaff in Zschopau erfundene Krempelmaschine von Forkel umgebaut, ebenso die Frey'sche Spinnmaschine von dem Chemnitzer Werkmeister Irmscher. Die gemachten Verbesserungen fielen so gut aus, daß beide von der Regierung mit Prämien bedacht wurden. Durch den Chevalier Landriani ward für die Chemnitzer Baumwollmanufactur noch manche Verbesserung ins Leben gerufen; aber da die bewegende Kraft noch immer die Menschenkraft war, so konnte die Chemnitzer Maschinenspinnerei vorläufig noch keine führende Stellung einnehmen und blieb hinter der Leistungsfähigkeit englischer Unternehmungen zurück. Als jedoch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auch in Chemnitz die Wasser- und Dampfkraft in den Dienst der Maschinenspinnerei gestellt ward, betrat die Chemnitzer Baumwollindustrie die Bahnen, die sie zu ihrer jetzigen Höhe geführt haben.

Zwei Chemnitzer Kaufleute, Wöhler und Lange, waren es, die 1799 mit dem Bau einer Spinnerei nach englischem Muster in Chemnitz begannen. Die Leitung des Baues lag in den Händen des Engländers William Whitefield; dem Chemnitzflusse ward ein geradliniges Netz gegeben, die Regierung gewährte zum Bau einen Vorschuß, und so konnte denn am 21. September 1800 die erste mit Wasserkraft getriebene Spinnerei in Chemnitz geweiht werden. Zu gleicher Zeit ließ sich auch der Elberfelder Rothfärber Gehrenbeck in Chemnitz nieder, der unter Beihilfe der Regierung eine Türkischrothfärberei errichtete; beide Einrichtungen, die nach englischem Muster betriebene Spinnerei und die Türkischrothfärberei, machten Chemnitz unabhängig, so daß es von jetzt ab in der Textilbranche selbstständig seine Bahnen wandeln konnte. Der geglückte Anfang reizte andere zur Fortsetzung; 1802 errichteten die Gebrüder Bernhard im benachbarten Harthau eine großartige Baumwollspinnerei, die wöchentlich 4000 Pfd. Garn erzeugte; in demselben Jahre begründete Johann August Teyner unterhalb des Kaßberges eine zweite Türkischrothfärberei, mit der er später eine Spinnerei verband, schließlich ist noch des Kaufmanns Christian Gottfried Becker zu gedenken, der 1811 an Stelle der alten Tuchmacherwalkmühle eine bedeutende Baumwollspinnerei errichtete und seine in der Aue gelegene Kattundruckerei stetig erweiterte. Becker ward in den folgenden schweren Kriegsjahren und in den Jahren von 1816—1817, in denen Theuerung das Land drückte, ein unvergessener Wohlthäter der Stadt; sein Andenken ehrte die Stadt dadurch, daß sie ihm ein in Erz gegossenes Standbild errichtete.

Die Continentalsperre und die nun folgenden Kriegsjahre waren bald hindernd, bald fördernd für die Chemnitzer Baumwollindustrie, bald war die Baumwolle billig zu haben, bald überhaupt nicht, so daß Abschlüsse unter den gegebenen Verhältnissen auf die Zeit hinaus nicht zu machen waren, ebenso verhielt es sich mit den Farbhölzern, auf denen je nach der Art Zölle von 12—250 Thalern ruhten. Am empfindlichsten machte sich das Jahr 1813 bemerklich, die Chemnitzer Industrie kam so ziemlich zum Stillstand, so daß die meisten eingerichteten Arbeiter des Arbeitsmangels wegen sich nach Böhmen wandten, wodurch für Chemnitz in nächster Nähe eine fühlbare Concurrenz entstand, da diese Arbeiter die in Chemnitzer Spinnereien erlernten Vortheile nach dort verpflanzten; als nun das Jahr 1814 bessere geschäftliche Verhältnisse brachte, da fehlte es in Chemnitz an eingerichteten guten Arbeitern. Aeußerst drückend war nach dem Friedensschlusse auch die Zollschranke, mit der sich Preußen, Oesterreich und Rußland umgaben, trotzdem waren die Chemnitzer Fabrikanten stetig bemüht, ihre Einrichtungen und die von ihnen erzeugten Stoffe zu verbessern. Ein großer Fortschritt war es wiederum, als im Jahre 1822 in den Pfaff'schen und Heymann'schen Spinnereien zum ersten Male Dampfmaschinen in Betrieb gestellt wurden; ein weiterer Fortschritt war die im Jahre 1827 erfolgte Einführung des Jacquard'schen Webstuhls, welche durch den Fabrikanten Ludwig Hausding geschah. Von Vortheil war es für die gesammte Chemnitzer Industrie, als am 30. März 1833 der Anschluß Sachsens an den von Preußen gegründeten Zollverein erfolgte. Einen sofort in die Augen springenden Vortheil konnte man zwar nicht nachweisen, aber es war nun eine Grundlage gegeben, auf welcher die Industrie neue, lebensfähige Zweige einpflanzen konnte. Mit der Kattunweberei ging es mehr und mehr zurück, an ihre Stelle trat die Buntweberei, die sich hauptsächlich mit Herstellung von Kleiderstoffen befaßte; dieser Zweig der Weberei hat sich denn auch bis heute erhalten; gleichzeitig nahm auch die Fabrikation von Möbelstoffen ihren Anfang, und seit 1864 hat auch die Juteweberei einen ständigen Platz in Chemnitz gefunden. Die in und um Chemnitz aufblühende Textilindustrie bedingte es, daß sich hier ein zweiter Hauptzweig entwickelte, das war die Maschinenbauindustrie, sie ist ein Kind der Neuzeit.

Der Begründer der Chemnitzer Maschinenbauindustrie ist Carl Gottlieb Haubold, der 1826 die erste Maschinenbauanstalt in Chemnitz errichtete. Er baute die Maschinen, die hauptsächlich für Spinnereizwecke gebraucht wurden; im Jahre 1836 übernahm eine Actien-Gesellschaft die Haubold'sche Maschinenbauanstalt, doch diese Gesellschaft war nicht im Stande, diesen neuen Industriezweig zu weiterer Blüthe zu bringen, im Gegentheil, es ging rückwärts, und wäre nicht Richard Hartmann mit seiner Intelligenz und Thatkraft in die Schranke getreten, so würde wohl kaum die heutige Maschinenindustrie von Chemnitz auf so hoher Stufe stehen. Als nämlich die Sächsische Maschinenbaucompagnie nicht prosperirte, eröffnete Hartmann mit drei Arbeitern an der Annaberger Straße eine Maschinenbauanstalt, in der wiederum Spinnmaschinen im Vordergrunde standen. Nach achtjährigem Bestehen fanden in der Hartmann'schen Fabrik bereits 350 Arbeiter Beschäftigung; 1844 lieferte er die erste Dampfmaschine ab, am 7. Februar 1848 die erste Locomotive „Glück auf!" Die Wirren von 1848 waren auch dem Hartmann'schen Unternehmen höchst nachtheilig; doch ein hellblickender Geist findet auch in der Dunkelheit den richtigen Weg. Um sich einen Stamm Arbeiter zu erhalten, verlegte er sich sofort auf die Herstellung von Schußwaffen. Nach Eintritt der Ruhe belebte sich auch der Maschinenbau wieder. Hartmann nahm Zweig um Zweig dieser Industrie in seiner Anstalt auf. Im Frühjahre 1855 begann er mit dem Bau von Turbinen, Mühleneinrichtungen ꝛc.; besonders aber war er leistungsfähig in größeren Bergwerksmaschinen, Kunstgezeugen und Bohrapparaten; 1857 nahm er den Bau von Werkzeugmaschinen als besonderen Zweig auf und 1500 Arbeiter erhielten bei ihm Beschäftigung. Hartmann schien

Feuilleton.

Die Gaunersprache.

Von G. Oswald Arnoldi.

Nachdruck verboten.

Wenn wir uns unsere schöne Muttersprache gern als einen hohen herrlichen Dom denken, so können wir uns wohl auch weiter vorstellen, daß es in diesem Dome irgendwo einen verlassenen unheimlichen Winkel giebt, dahin das Sonnenlicht selten dringt, aus dem in der Dämmerung die tagesscheuen Fledermäuse aufflattern, wo uraltes Gerümpel bunt durcheinander geworfen ist. Da liegt der verschossene Fetzen eines Frauenkleides neben dem Pergamentblatte eines verschollenen lateinischen Schmökers, ein rostiger Säbel neben einem Dietrich, die Spielhahnfeder vom Hute eines Vaganten neben einem Zigeunerwams; und wenn ein Lichtstrahl sich einmal in diesen Winkel verirrt, dann giebt der Trödel einen gar wunderlichen Anblick: bald grotesk und halb unheimlich sieht er aus, erscheint bald wie eine Ausgeburt der Phantasie, und bald wie eine drohende, finstere, schmutzige, grinsende Wirklichkeit. Wir sind in der Schreckenskammer der deutschen Sprache — in dem Winkel der Gaunersprache.

Es lohnt sich reichlich, in diesem Winkel sich einmal umzuschauen. Die Forschung hat es verstanden, den todten Kram zum Leben zu erwecken, das Zusammenhanglose in Zusammenhang zu bringen. Besonders ist Avé-Lallemant der Schliemann der Gaunersprache geworden und hat die überraschendsten Entdeckungen in ihr gemacht. Denn ist sie gleich ein entarteter Sprößling, als ein ebenbürtiges und lebensvolles (vielleicht zu lebensvolles!) Kind der deutschen Muttersprache muß sie anerkannt werden.

Das Gaunerwesen ist so alt wie unsere Geschichte. Schon die Gesetzgebung Karls des Großen warnt vor den vagabundi. Später bedeckten sich Deutschlands Straßen dichter und dichter mit fahrendem Volke aller Art. Fahrende Geistliche, Handwerker, Soldaten, Gaukler, Lehrer verstärkten das Heer der unholden Gesellen. Sie schweiften rastlos von Nord nach Süd, von West nach Ost; wo sich eine Gelegenheit zur Beute zu bieten schien, da strömten sie von allen Himmelsgegenden zusammen: sollen sich doch beim Constanzer Concile allein 1400 Weiber zusammengefunden haben! Wie sich daher, der natürlichen Neigung des Gaunerthums zum Verhüllen und Verstecken entsprechend, zeitig das Bedürfniß nach einer eigenen geheimen Sprache entwickelte, da fanden die Fahrenden leicht und reichlich Material. Sie kannten ja die Sprachen, die Mundarten, die Phrasen der halben Welt und konnten sich so leicht ein Kauderwelsch zusammenzimmern, das dem seßhaften Bürger und Bauern nicht verständlich sein konnte. Durch diesen Ursprung erhielt die Gaunersprache von vornherein einen überaus pikanten culturhistorischen Charakter; von den Römern ab erkennen wir fast alle Völker in ihrem trüben Spiegel wieder. Wenn der Gauner trinkt, so „bechelt" er und macht damit eine Anleihe beim lateinischen poculum. Das Wort orare mußte sich zu „oren" (beten) hergeben, infans (das Kind) kehrt in dem gleichbedeutenden „Fantemer" wieder. Das sind nun ziemlich deutliche Bildungen; aber die Bezeichnung „alter Fritze" hat doch viel vom Glanze der hesperischen Sonne verloren und doch entstammt sie dem Boden Italiens. In einer Glashütte an der Landstraße mag der Vagant zuerst den Ausdruck „Fritte" (von fritta) gehört haben, der in der Glasbläserei die Mischung der erforderlichen Farben bedeutet, und daraus entnahm der Gewitzte das Wort Fritze für Schminke, „sich fritzen" ist: sich schminken, scheinheilig thun, sich weißwaschen. Machen wir aus dem Süden schnell einen Abstecher in Hamlet's Nebelheimath, so finden wir das dänische fem (fünf) in „absemern" abschreiben — von den Fingern der Hand so genannt — wieder, und trang, der Drang, wurde zu „Drong", was einen Balken oder Hebebaum bedeutet. Zwei Idiome wurden freilich in erster Linie die Grundlagen des Rothwelsch. Das eine war die Sprache der Zigeuner, die zuerst im 15. Jahrhundert in Deutschland erschienen sein dürften, die natürlichen Verbündeten des unehrlichen Gesindels waren und ihrer Sprache die uralten und ehrwürdigen Laute des Sanskrit zuführten. Schon lange vorher hatten sich aber die Gauner des jüdisch-deutschen Jargons bedient, der vom Hebräischen scharf zu scheiden ist, da er sich in seiner Flexion durchaus auf dem Boden der deutschen Sprache bewegt. Die Juden, von den meisten Berufsarten ausgeschlossen, wurden durch ihre Handelsgeschäfte vielfach dazu verführt, die Handlanger der Uebelthäter zu werden, und ihr Jargon wurde durch die dauernde enge Berührung des Gaunerthums mit gewissen Schichten des Judenthums die Grundlage der Gaunersprache überhaupt. Schon in dem kleinen Verzeichnisse mehrerer Gaunerwerbszweige, das der Breslauer Kanzler Ditmar von Meckebach zur Zeit Karl's IV. aufgesetzt hat, scheinen einzelne Worte aus dem deutsch-jüdischen Jargon zu stammen; später tritt das Judendeutsch überall in den Gaunervocabularien sehr farbig hervor; es hat bis heute seine Bedeutung behalten und aus der Gaunersprache in neuester Zeit sogar einzelne Worte, wie meschugge, Mischpoke ꝛc., in die Umgangssprache entsandt.

Man hat die Gaunersprache im Gegensatze zu der organisch erwachsenen Volkssprache mit Recht als eine künstliche, gemachte bezeichnet. Das giebt ihr nun den eigenthümlichen Reiz, daß wir die schlauen Gesellen der Landstraße unmittelbar bei der Erfindung beobachten können. Zuerst gehen sie noch von der Bestimmung des Gegenstandes aus und nennen die Schuhe „Trittlinge", die Handschuhe „Greiflinge" u. s. w. Eine noch naivere Art von Bildungen sind die durch Transpositionen oder Verhüllungen entstandenen Worte, wie „Ibbre" für Brücke, „loschaurn" für fragen, was aus „Scholaren" entstanden ist und also eigentlich „wie ein Schüler sich benehmen" bedeutet. Ungleich interessanter aber sind die Schöpfungen, in denen sich der bebende Witz, der Galgenhumor, der frivole Uebermuth des spitzbübischen Volkes äußert. Eine Violine nannten sie recht unfreundlich eine „Winsel", den Hut tauften sie mit entschieden grotesker Plastik als „Obermandel". Einen Wäschedieb „Schneeschaufler" zu heißen, ist unbestreitbar humorvoll. Der schnelle Geist der Fahrenden benutzte jeden Anlaß zur Bereicherung ihrer Geheimsprache. Aus dem Franziskaner machten sie schlechtweg das Wort für den Pfaffen überhaupt: Lefranz. Im 14. Jahrhundert gab es einen großen Sensationsproceß gegen Domherren, die Falschmünzerei getrieben hatten, und „Tumeherren" führten fortab die Gauner für alle Falschmünzer ein. Die heutige Gaunersprache kennt ein Wort Bossertisch oder Boserisch, das Gendarm oder Polizist bedeutet und eine überaus drollige Geschichte hinter sich hat. Es stammt von vom jüdisch-deutschen „Boser-Isch", und das ist die wörtliche Uebersetzung von „Fleischmann"; der gute Fleischmann aber war einmal ein Officier, der sich durch seine eifrige Verfolgung von Gaunerbanden in der Gegend von Darmstadt und Frankfurt den Herren Spitzbuben unangenehm bemerkbar gemacht hatte.

Da waren nun freilich Bildungen, die durch ihre Geschichte vor dem Errathenwerden geschützt waren. Auch die wahrhaft ungeheuerlichen Sprachmischungen, die die Gaunersprache jongleurartig vornahm, waren des Geheimnisses sicher. Aus dem deutschen „Amt", dem zigeunerischen Kehr (Haus) und dem lateinisch-jüdischen hospes oder oschpis (Wirth) entstand das Monstrum „Amtskehrespeis" — Amtshaus. Das jüdisch-deutsche „Acheln" (essen) und das niederdeutsche „Putzen" das dasselbe bedeutete, thaten sich friedlich zu „Achelputz", Speise, zusammen. Und im „gefünkelten Johann", der so bieder klang, konnte doch unmöglich ein Deutscher das jüdische deutsche Wort jajin, Wein vermuthen! Aber unzählige andere Worte der Gaunersprache waren dem Deutschen gleichfalls unverständlich, obwohl er in ihnen sein eigen Fleisch und Blut vor sich hatte. Denn das Rothwelsch hat eine große Fülle altdeutscher Worte aufbewahrt und klug für sich ausgenutzt, als sie aus dem Leben der Volkssprache bereits verschwanden. „Breilaft" sagt der Gauner z. B. von der Hochzeit oder dem Verlöbniß; das ist nichts Anderes, als „brutlouft", Brautlauf. In „Fitz", das Garn, ist das althochdeutsche Wort „Fiza", der Faden, erhalten; der Gauner, der eine Gegend „abschmurrt" (abbettelt oder durchwandert), ist der Urenkel des mittelhochdeutschen Smurranten oder Bettelmusikanten. Auch der Reichthum unserer Dialecte hat an die Gaunersprache abgegeben, besonders die niederdeutschen Mundarten sind stark benutzt worden, und die „Külle" des Bauern aus Plattland diente auch dem Gauner zur Benamsung seiner Tabakspfeife.

Man wird aus den zuletzt angeführten Beispielen ein eigenthümliches Verfahren dieser heimlichen Sprachkünstler erkennen. Wie die Geier sich um Leichname sammeln, so drängt die Gaunersprache sich an alles heran, was dem Absterben, der Verwesung in der Sprache verfallen scheint. So hat sie altdeutscher Wurzeln sich bemächtigt, die in der Volkssprache verwelkt waren, so dialectische Ausdrücke an sich gerissen, die die deutschen Stämme vergessen hatten. Im selben Geiste sind auch die Spuren und Reste verwesender Sitten und Institutionen in die Gaunersprache verwebt. Das merkwürdigste Beispiel hierfür dürfte der Verfall der mit französischen Brocken so reichlich geschmückten alamodischen Sprache des 17. Jahrhunderts sein. Als die Bemühungen der Sprachreiniger diesen monströsen Popanz aus den Kreisen der Bildung verdrängten, öffnete die Gaunersprache ihm ihre Arme; wie der Sclave den Abhub von der Tafel des Herrn verschlingt, so gefiel sie sich darin, „barlen" von parler zu bilden, payer zu dem nach der Art des jüdisch-deutschen gebildeten Worte „mepain" (Geld) zu verwenden und das plebejische Streichhölzchen elegant als „Fulminanter" anzureden. Ein Seitenstück hierzu ist der Heimfall der Bauernsprache an das Gauner-Idiom. Einst war die Sprache der Dörper durch den Minnesänger Nithart in Mode gebracht worden. In dem Maße aber, als das Bauernthum unterdrückt, vernichtet, geknechtet wurde, versank auch seine Sprache in Verachtung und Vergessenheit; und ward der Bauer selbst zum Proletarier, so wurden die besonderen Ausdrücke seiner Sprache als herrenloses Gut vielfach Eigenthum des Gauners. Solch einen Ausdruck finden wir z. B. noch bei Philander von Sittewald:

> Ist das nicht wunderbarlich Gsind,
> Daß der Hautz kein Schuch mit Weiben bind
> Und doch die Zech muß zahlen;

heut zählt dasselbe, sonst verschollene Wort Hautz oder Hutz zum Lexikon der Gaunersprache, die es als Bezeichnung für den Bauern als Einfaltspinsel gebraucht.

Die umgekehrte Erscheinung ist die, daß das Gaunerthum den gesunden und unverbildeten Ständen nur sehr wenig für seine Sprache abzugewinnen weiß. Von dem „freien, frischen frommen Matrosen", der die Brust in der reinen Seeluft stählt, von dem Bergmann, den sein geheimnißvoller Beruf ernst, innerlich, abgeschlossen macht, finden sich in der Gaunersprache wenig Spuren. Auch der Studentensprache hat sie sich, obwohl der Studentenstand gegen den Ausgang des Mittelalters bis zu einem gefährlichen Stande der Verrohung herabgesunken war, nur in einzelnen Ausdrücken, wie zum Beispiel „Pech", zu bemächtigen vermocht; die galgenhumoristische Bezeichnung Gymnasium für Criminalgefängniß mag wohl gleichfalls den wandernden Scholaren abgeborgt sein. Aber die rohe Soldateska hat ihre Phrasen aus dem Soldatenleben, wie „Trampelthier" als Namen für einen schweren Cavalleristen, die Wilddiebe haben ihre waidmännischen Ausdrücke, das internationale Gesindel der Kellner (Tieflinge) hat ihr Worte aus dem Hotel-Rothwelsch (Nassauer sein = kein Geld haben; abschäften = mit der Zeche durchgehen) zugetragen. Die engsten und mächtigsten Verwandten der Gaunersprache indeß waren die ganz ausgebildeten Sondersprachen der Schinder und des liederlichen Frauenvolks. Ja, man darf sagen, daß diese beiden elenden und verworfenen Stände auf das Gaunerthum einen fast dämonischen Einfluß ausübten. Nicht allein, daß es seinen Sprachschatz aus den mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit und gemeinster Phantasie erzeugten Spracherfindungen der Schinder und der Frauenzimmer immer wieder aufs gierigste nachfüllte; es beugte sich sogar in einem gewissen demüthigen Respect vor diesen Meistern und Meisterinnen der Schande und mußte es erlauben, daß seine eigene Gaunersprache von den Angehörigen dieser beiden Classen in vielfach veränderter Bedeutung zu einer neuen besonderen Geheimsprache benutzt und ausgebildet wurde.

Da haben wir nun einige von den Trödelfetzen aus dem dunkelsten Winkel unserer Sprache in der Hand gehalten und betrachtet, und ich meine, wir werden sie jetzt nicht mehr so ganz verächtlich ansehen. Mancher dieser Fetzen gehörte früher zu einem schönen Staatskleide; und was der Zufall hier grillenhaft zusammengeworfen zu haben scheint, hat doch auch sein inneres Gesetz, das es hierher warf. Oft ist Krankheit und Tod, Raub und Diebstahl dies Gesetz, aber immer ist zugleich die Entwickelung unseres eigenen Volkslebens daran betheiligt.

SLUB
Wir führen Wissen.